

dtv

Was tun, wenn man sein Leben lang Gift verspritzt hat und plötzlich erkennen muss, dass niemand zur eigenen Beerdigung kommen wird? Genau: heilig werden. Das ist das erklärte Ziel von Clara Dorn (69), einer bislang glücklichen Egoistin, die – inspiriert von Lady Diana – zur modernen Heiligen mutieren möchte. Sie kehrt zurück in ihr Heimatdorf in Westfalen, quartiert sich bei ihrer Tochter Katrin ein und tritt dem »Club der Heiligen Herzen« bei. Ihre Erzrivalin Hilde Kühn und andere Hürden erschweren ihr den Weg zur Heiligsprechung allerdings ganz erheblich.

*Susanna Mewe* wurde 1981 in Greven (NRW) geboren und schreibt Theaterstücke, Romane und Drehbücher. Ihre Werke wurden mehrfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Förderpreis der Münchner Kammerspiele, dem Retzhofer Dramapreis und dem Alfred-Döblin-Stipendium der Akademie der Künste. Die Autorin lebt in Berlin.

Susanna Mewe

Als Clara Dorn  
ein *bisschen heilig* wurde

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Susanna Mewe  
ist bei dtv außerdem erschienen:  
Elinor – unsterblich verliebt (26207)

*Für meine Mutter*



Ungekürzte Ausgabe 2018  
© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21738-5

## 1. Ein großer Verlust

Clara Dorns Blick glitt über die stumme, würdevolle Menge, die sich zwischen den verwitterten Grabsteinen versammelt hatte. Sie sah kunstvoll gewundene Hochsteckfrisuren, Familienwappen, Designerkostüme und dezente Blumengebinde, jede Menge Hüte und Schleier und natürlich die leuchtend weißen Handschuhe der Sargträger. In ästhetischer Hinsicht waren die Beerdigungen des Hochadels nicht zu schlagen, das musste man zugeben. Sogar der stetig vor sich hin tröpfelnde Regen hatte etwas Stimmungsvolles. Die Trauergäste standen gefasst vor dem frisch aufgeschütteten Erdwall, das klaffende Rechteck zu ihren Füßen, während die Träger langsam den Sarg hinabließen. Jede ihrer Bewegungen schien einem genau festgelegten Protokoll zu folgen. Im Moment allerdings bewegte sich gar nichts. Die vier Männer standen bloß da, die Enden der straff gespannten Hanfseile in den Händen, mit ausdruckslosen Gesichtern, und rührten sich nicht. Falls sich der Sarg auf seinen Bestimmungsort zubewegte, dann höchstens millimeterweise.

Clara verrenkte sich den Hals, um über die schwarze Mauer steifer Herrenrücken zu spähen, die ihr die Sicht versperren. »Runter damit«, flüsterte sie ihrer Freundin zu. »Ich krieg nasse Füße.«

»Kein Wunder, bei den Schuhen.« Marie warf einen abfälligen Blick auf Claras spitze Chanel-Pumps. Claras

Hausarzt hatte ihr Schuhe dieser Art eigentlich schon vor Jahren verboten. Als Ersatz hatte er ihr orthopädisches Schuhwerk empfohlen, das Claras Ansicht nach allerdings immer wie etwas aussah, mit dem man Hafer drosch. Sie behielt ihre Schuhe und wechselte stattdessen lieber den Hausarzt.

»Wir verschwenden hier nur unsere Zeit.« Marie ließ ihren Blick missgelaunt durch die Runde schweifen. »Schau dir die Bagage doch an.« Sie wies auf die Witwe in der ersten Reihe. Die Gräfin war eine hagere, silberhaarige Frau mit einem Gesicht wie verwitterter Granit. Sie stützte sich schwer auf ihren beleibten Sohn, der seiner Mutter mit bekümmelter Miene in regelmäßigen Intervallen über den Rücken strich. An seiner Seite stand, etwas linkisch, die zu groß geratene Schwiegertochter, daneben der auf den Boden starrende Enkel. »Das kannst du vergessen.« Marie schüttelte den Kopf. »Die bleiben auf ihrem Kram sitzen. Die Alte hat's nicht nötig. Der Sohn ist kreuzbrav und die Schwiegertochter hat eh nichts zu sagen. Das war eine Schnapsidee von dir.«

Clara drückte sich die Spitze ihres Seidentaschentuchs ans Gesicht und wischte sich eine unsichtbare Träne aus dem Augenwinkel. Sie versuchte es mit einem diplomatischen Lächeln, doch Marie war nicht zu beschwichtigen. »In unserem Alter sind Beerdigungen gefährlich. Hier stundenlang in der Nässe herumzustehen. Vollkommen idiotisch.«

»Du meinst, wir holen uns den Tod?«

Doch Marie war, wenn sie fror, unempfänglich für jede Ironie. »Weißt du eigentlich, wie viele Leute sich auf Beerdigungen die Lungenentzündung zuziehen, die letztlich zu ihrem Tod führt? Statistiken belegen, dass siebenundsiebzig Prozent aller Beerdigungsbesucher in der

Altersgruppe von siebzig bis achtzig ...« Clara nickte höflich und hörte nicht mehr zu. Marie liebte Statistiken und verfügte über ein unerschöpfliches Repertoire. Sie kannte Statistiken zur Regenwahrscheinlichkeit im August, der Wahlbeteiligung der Wechselwähler und der Häufigkeit von tödlichen Beißenfällen bei Hundebissen. Clara war sich nie sicher, ob Marie all diese Tabellen, Prozentzahlen und Kurvendiagramme tatsächlich im Kopf parat hatte – in diesem Fall verfügte sie wohl über ein fotografisches Gedächtnis – oder ob sie einfach aus dem Stegreif etwas erfand.

Es war im Grunde egal, denn Clara hörte ihr ohnehin nicht zu. Auch im Moment nutzte sie die Gelegenheit lieber, um von schöneren Dingen zu träumen. Dem Chanel-Kostüm zum Beispiel, das sie sich nach dem erfolgreichen Abschluss dieser Aktion gönnen würde. Ihr Blick wanderte zum Enkelsohn zurück. Er hatte seinen Anzugkragen hochgeschlagen und klemmte sich fröstelnd die Hände in die Achselhöhlen. Das Haar hing ihm fransig in die Stirn. Er erinnerte Clara an einen Hund. Diese edle, überzüchtete Rasse, deren Name ihr im Moment nicht einfallen wollte. In ihren jungen Jahren setzte man solche Hunde bei Rennen ein, bis man sie dann nach wenigen Saisons wegen Hüftproblemen einschläfern musste. Edel, aber degeneriert. »Ich rede mal mit dem Enkel«, sagte Clara, mehr zu sich selbst.

Marie lachte höhnisch. »Dir hat wohl jemand ins Gehirn geschissen.« Clara rümpfte die Nase. Marie musste wirklich aufhören, sich beim Nägellackieren diese ordinären Nachmittagstalkshows im Fernsehen anzusehen, die hatten einen fatalen Einfluss auf ihren Wortschatz. Mit einem dumpfen Poltern landete der Sarg endlich auf dem Boden der Grube. Einige Trauergäste, die offen-

sichtlich schon nicht mehr damit gerechnet hatten, dass dieses Ereignis jemals eintreten würde, zuckten zusammen. Doch im nächsten Moment kam erleichterte Bewegung in die Trauergesellschaft, und alle begannen, sich in einer Reihe aufzustellen. Clara nickte mitfühlend. »Ein guter Junge. Leider in schlechter Gesellschaft. Im Internat ist er an die Drogen gekommen. Seitdem ist er immer in Geldnöten.«

»Woher weißt du denn das schon wieder?«

»Pauls Großtante und ich gehen zum selben Friseur.«

»Das ist nicht dein Ernst.« Maries Stimme klang eindeutig gereizt.

»Ich weiß, was du meinst.« Clara seufzte. »Hamburg ist zwar eine große Stadt, aber die Auswahl an fähigen Frisuren ist erschreckend gering. Constanze und ich haben beide Problemhaar, musst du wissen.«

Marie sah sie kopfschüttelnd an. »Du bist wirklich unglaublich. Wenn's dich nicht gäbe, müsste man dich erfinden, um kleine Kinder zu erschrecken.«

Lächelnd reihte sich Clara in die Schlange der Kondolierenden ein. Maries moralische Skrupel waren ein Witz. Schließlich war auch sie nicht hier, um einen siebenundachtzigjährigen von und zu Karlsburg unter die Erde zu bringen, sondern weil sie wusste, dass Beerdigungen dieses Kalibers eine Goldgrube waren. Die Frau in der Reihe vor Clara bot ein Bild des Jammers. Gramgebeugt schlurfte sie dahin und wühlte bei jedem Schritt Erde auf. Dann schluchzte sie auch noch laut auf und presste sich ein Taschentuch vor den Mund. Die trägt aber dick auf, schoss es Clara durch den Kopf. In welcher Branche sie wohl tätig war? Die Immobilienbranche stand in letzter Zeit ziemlich schlecht da. Erst mit Verzögerung kam

ihr der Gedanke, dass ein gewisser Anteil der hier Versammelten möglicherweise Hinterbliebene mit echten Gefühlen waren, nicht nur Geschäftsleute mit echten Geldproblemen.

Zu ihrem Erstaunen folgte Marie ihr nicht, sondern blieb misstrauisch auf der Stelle stehen, während sich die Reihen um sie herum zu lichten begannen. Clara konnte es recht sein, dennoch ärgerte sie sich. Nicht zum ersten Mal kam ihr der Gedanke, dass Marie langsam alt wurde. Nicht äußerlich. Haut und Unterhautfettgewebe waren bei ihr in tadellosem Zustand. Sie war schlank und konnte ihre Glieder noch immer in alle möglichen Yogastellungen verbiegen. Und ihr Haar, obwohl ungefärbt, war ein so hübsches Durcheinander aus blonden und weißen Strähnen, dass nicht einmal der skrupelloseste Friseur bei ihr Hand anlegen wollte. Aber irgendwie verlor Marie in letzter Zeit ihren Biss. Clara behielt die Zeichen im Auge: eine beiläufige, altersmüde Bemerkung hier, ein Ziepen im Rücken da. Und immer wieder Müdigkeit. Gehen wir ins Kino? Zu müde. Trinkst du noch ein Glas? Müde, müde, müde. Sie konnte es nicht mehr hören. Was sie aber am meisten aufbrachte, war die fade, milchige Nettigkeit, die sie in letzter Zeit an ihrer Freundin beobachtete. Neulich hatte sie sogar die Kanzlerin verteidigt! Nach einer Fernsehdebatte, die sie beide getrennt voneinander verfolgt hatten, hatte Clara wie üblich zum Telefonhörer gegriffen, voller Vorfreude auf ihr gehässiges Lieblingsritual des gemeinschaftlichen Lästerns. Doch während sie lang und breit jeden Aspekt der Kanzlerin auseinandernahm und mit Hohn über-goss, blieb Marie seltsam still. Als Claras Beschimpfungen und herabsetzende Bemerkungen selbst für ihren eigenen Geschmack ein wenig redundant zu werden be-

gannen, unterbrach sie sich mitten im Satz. »Was sagst du eigentlich dazu?« Ausnahmsweise lauschte Clara aufmerksam in den Hörer. Doch sie hörte nur Mariés tiefe Atemzüge, dann ein halbes Stöhnen, gefolgt von einem noch tieferen Seufzer. »Die macht doch auch nur ihren Job.« Clara konnte es nicht glauben. »Du hast gerade die Kanzlerin verteidigt«, sagte sie.

Das stritt Marie natürlich vehement ab. Der Hinweis, dass jemand seinen Job mache, taue wohl kaum zur glühenden Verteidigungsrede. Und Clara wisse sehr gut, dass sie keine Freundin der Kanzlerin sei. »Oh, ihr seid also keine Busenfreundinnen«, höhnte Clara. »Was denn dann? Gute Bekannte? Seelenschwestern?« Sie stichelte so lange weiter, bis sich Marie endlich entschuldigte. Sie liege, ehrlich gesagt, schon im Bett, habe bereits vor der Debatte ihr Sanogran genommen. Sie sei wohl schon etwas beduselt. Selbstverständlich verabscheue sie die Kanzlerin – und zwar leidenschaftlich. Doch es war offensichtlich, dass ihr die letzten Worte nur widerwillig über die Lippen kamen. Clara blieb misstrauisch. »Die Lauen spuckt der Herrgott wieder ins Meer«, sagte sie drohend, bevor sie endgültig den Hörer auflegte. Und die Alten auch, setzte sie im Stillen hinzu. So harmlos ihr Disput auch gewesen sein mochte, irgendetwas daran ließ sie bis heute nicht los.

Mechanisch ergriff Clara eine zerdrückte Rose vom Blumenhaufen und rückte einen Schritt in der Schlange vor. Der Geruch aufgeschütteter Erde mischte sich mit dem schweren Duft von Eau de Cologne. Schon vor Jahren hatte sie Marie vor dem Altwerden gewarnt. »Wenn du alt wirst«, hatte sie zu ihr gesagt, »kann ich nicht mehr mit dir befreundet sein. Es ist nichts Persönliches, aber ich kann einfach nicht mit alten Leuten befreundet sein.«

Was hatte Marie damals geantwortet? Sie wusste es nicht mehr. Beileidsbekundungen murmelnd schüttelte Clara nacheinander Witwe, Sohn und Schwiegertochter die Hand. Alle drei lächelten und nickten mit jener überschwänglichen Herzlichkeit, zu der höfliche Menschen immer dann Zuflucht nehmen, wenn sie ihr Gegenüber beim besten Willen nicht identifizieren können.

Vermutlich hatte Marie nur eine schlechte Phase, dachte sie. Das erwischte jeden mal. Selbst Clara kannte sie, diese erschütternde Panik bei dem Gedanken: Jetzt ist es so weit, ich werde alt. Und dann, nach ein paar Tagen Weltschmerz, ging doch alles weiter wie immer.

Schließlich war Clara beim Enkel angelangt. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen, seine Haut war grau, und er starrte trostlos durch sie hindurch. High sieht jedenfalls anders aus, dachte sie. Seine Hand fühlte sich schweißkalt an. Constanze hatte ihr verraten, dass für Paul die Luft im Schweizer Eliteinternat allmählich dünn wurde. Bei seinen reichen Schulfreunden hatte er bereits Schulden. Und vor Kurzem war eine Drogenlieferung, die er unter seinem Bett versteckt hatte, von einem über-eifrigen Aushilfslehrer konfisziert worden.

»Ein großer Verlust«, sagte Clara.

Ein Ausdruck von Verwirrung trat in das hagere Gesicht des Jungen, als er die scharfen Kanten ihrer Visitenkarte in seiner Hand spürte. Clara sah ihn durchdringend an. Dies war der entscheidende Moment. Der Moment, in dem sich zeigte, ob das Risiko sich gelohnt hatte – oder ob sie zu dem exklusiven Personenkreis zählen würde, die man in Handschellen von einer Trauerfeier abführte. Natürlich bestand immer das Risiko, dass der Junge – wenn exzessiver Drogenkonsum irgendein Indikator für seelisches Ungleichgewicht war – sich wie ein hysteri-

scher Trottel aufführen, die Karte zu Boden fallen lassen und womöglich Vater und Mutter zur Hilfe rufen würde. Doch Clara hatte bereits genug Erfahrungen in der Verkaufsbranche gesammelt, um zu wissen, dass kein Weg daran vorbeiführte. An irgendeinem Punkt musste man sich auf seine Intuition verlassen, die Augen zumachen und einfach springen. »Wenn ich irgendetwas tun kann«, sagte sie und ließ seine Hand los. Der Junge zögerte. Mit einem kaum merklichen Nicken schob er die Karte in seine Hosentasche, und Clara sah sich triumphierend nach Marie um.

»Du hattest einfach nur Glück.« Marie keuchte. Seite an Seite hasteten sie den aufgeweichten Sandweg zwischen den Gräbern entlang, vorbei an Blumen, Findlingen und anderem bunt zusammengewürfeltem Zeug, das man für gewöhnlich auf Gräber schmiss. Manches davon sah aus, als hätte ein Ufo beim Überfliegen rasch eine Luke geöffnet und seinen Müll auf dem Friedhof entsorgt.

»Du bist bloß neidisch.«

»Und du solltest dich schämen.«

Clara schämte sich sehr selten und heute ganz sicher nicht. Sie sah das so: Während seiner Lebenszeit war jeder Mensch von Dingen umgeben. Sie umkreisten ihn wie Planeten auf ihrer Umlaufbahn, gehalten von einem Gravitationsfeld aus Nostalgie, Gier und gedankenloser Gewohnheit. Wenn ein Mensch starb, erlosch diese Anziehungskraft schlagartig, und all die persönlichen Dinge wurden zu irgendwelchem Krempel, der auf die Erde stürzte und herrenlos liegenblieb. Das war der Moment, in dem man zuschlagen musste.

Clara ging schneller. Anderen Menschen war es ein Rätsel, wie Clara es schaffte, dieses Tempo zu erreichen,

ohne zu rennen. Clara, die gerne in Metaphern dachte, sofern sie zu ihren Gunsten sprachen, stellte sich vor, dass sie mit ihrer schnellen Gangart viele Menschen an den unkrautgesäumten Rändern ihres Lebenswegs hinter sich gelassen hatte. Ehemänner, Geliebte, Konkurrenten. Leute, die zu langsam gewesen waren, zu behäbig, um mit ihr mithalten zu können.

»Weißt du, warum wir immer noch befreundet sind?«, fragte Clara. Sie versuchte, so ruhig und gleichmäßig zu atmen, als würden sie gemächlich einen Waldweg entlangschlendern.

»Weil es niemand sonst mit dir aushält?« Marie schnaufte.

»Weil du die einzige Person bist, die ich kenne, die in normalem Tempo läuft. Die Welt ist voller Menschen, die schleichen!«

»Jetzt lauf ein bisschen langsamer, um Himmels willen. Das ist immer noch ein Friedhof. Die Leute denken, du joggst!«

»Du solltest wirklich mit dem Rauchen aufhören, weißt du.« Clara wies auf eine Ansammlung grau verwitterter Grabsteine am Wegrand. »Alles Raucher.«

»Lauf gefälliger langsamer!«, rief Marie ihr hinterher, nun ernstlich verstimmt.

Clara lachte sie aus. »Wieso? Kannst du nicht mehr mithalten?«

Marie warf ihr einen herablassenden Blick zu und ging ebenfalls schneller, bis sie auf gleicher Höhe mit Clara lief. »Du bist kindisch.« Marie drängte sich an einer Dame mit Plastikregenhaube vorbei, die eine Schubkarre voller Begonien vor sich herschob. Eine Weile liefen sie verbissen nebeneinanderher. Kein Joggen, aber definitiv Power-Walking.

»Das ist wirklich lächerlich«, zischte Marie ihr zu. Aus allem machst du einen Wettkampf.«

Clara lächelte sphinxhaft. »Dann mach doch nicht mit.«

Als sie das schmiedeeiserne Friedhofstor erreicht hatten, taten beide ihr Bestes, sich ihre Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Marie tastete mit zitternden Fingern nach dem Zigarettenpäckchen in ihrer Brusttasche, bis ihr einfiel, dass sie heute ja gar nicht ihre Lederjacke, sondern den Mantel trug. Stattdessen griff sie in ihre Handtasche, fand das Päckchen und ihr silbernes Benzinfeuerzeug.

»Ich muss zu meinem Taxi«, sagte Clara und zog ihr iPhone hervor, während sich Marie mit zitternden Fingern eine Zigarette anzündete. Marie nahm den ersten Zug, noch ehe sie zu Atem gekommen war, und hustete. Rauch stob in alle Richtungen. »Weißt du, ich habe nachgedacht.«

Clara erschrak.

Diesen Tonfall kannte sie nur allzu gut. Mit einem Mal hätte sie nichts dagegen gehabt, noch weitere zehn Kilometer zu laufen, nur um von hier fortzukommen. »Ich habe nachgedacht« bedeutete immer Ärger. Clara sah das so: Ab und zu bekam Marie die Lebenskrise wie andere Leute die Grippe. Dann haderte und jammerte sie wochenlang und hielt alles, was sie je getan hatte, für einen Fehler. Natürlich war es keine echte Lebenskrise, keine von der Sorte, die einen dazu brachte, all seinen Besitz aufzugeben, ins Kloster zu gehen, etwas Drastisches zu tun oder überhaupt irgendwelche Konsequenzen zu ziehen. Es war eher ein gepflegter Yuppie-Luxuslebens-Blues, der es einem trotzdem erlaubte, in einem schicken Restaurant zu Mittag zu essen, eine Matineevor-

stellung im Theater zu besuchen oder sich von einem sauteuren Edelfriseur die Haare schneiden zu lassen. Sofern man das alles mit tragischer Leidensmiene tat, die jedem, der nicht schlau genug war, schleunigst die Flucht zu ergreifen, mitteilen sollte: Was ist das am Ende schon wert?

In Wahrheit liebte Marie ihr Leben natürlich, sie hatte auch allen Grund dazu. Bis vor einem Jahr hatte sie eine der exklusivsten Galerien der Stadt geleitet, dann hatte sie sich freiwillig ins Privatleben zurückgezogen. Noch immer verfügte sie über einen beeindruckenden, halbwegs amüsanten Bekanntenkreis und eine Penthousewohnung in bester Lage. Wie Clara hatte sie sich ihre Karriere aus dem Nichts aufgebaut. Wenn man von einem winzigen Fehltritt in den Achtzigern absah, hatte Marie alles richtig gemacht. Das Ergebnis dieses Fehltritts war ein teigiger, beruflich vor sich hin dümpelnder Sohn, der ihr nun zum Dank für seine Existenz in regelmäßigen Abständen ins Telefon heulte und seine Mutter für alles verantwortlich machte, was in seinem miserablen Leben verkehrt lief. Nach solchen Gesprächen war Marie immer fix und fertig. »Er sagt, ich sei nie für ihn da gewesen«, flüsterte sie dann mit weidwunder Stimme ins Telefon. »Er habe immer gespürt, dass er bei mir nicht an erster Stelle stehe. Im Grunde hätte ich mich nie für ihn interessiert.«

Spätestens an diesem Punkt verlor Clara die Geduld. Wie kam es eigentlich, dass Kinder automatisch davon ausgingen, dass sie für ihre Mütter interessant seien – und das praktisch von Geburt an? Was taten sie denn, um sich so interessant zu machen? Wenn sie an den Sohn ihrer Freundin dachte, fiel ihr nur ein pastöser, weinerlicher Junge ein, der an einem heißen Sommertag einmal

auf die Ledersitze ihres brandneuen Cabrios gekotzt hatte. Dies mochte keine repräsentative Momentaufnahme aus dem sicher reichen Bilderbogen seiner Kindheit sein, doch tatsächlich war es das einzig annähernd erinnerungswürdige Ereignis, das sie mit Jannek in Verbindung brachte.

Es wäre klüger gewesen, sich einen Hund anzuschaffen, bemerkte Clara bei solchen Gelegenheiten gern, und egal, wie verheult Marie auch war, dieser Satz brachte sie immer zum Lachen. Aber Clara meinte es ernst. Ein Hund liebte einen bedingungslos. Kinder erwarteten, bedingungslos geliebt zu werden, egal was für Kotzbrocken sie waren. Sicher, ein Hund machte eine Menge Dreck, und spätestens nach einer Woche roch das ganze Haus nach ihm, doch zumindest war das Ganze kein reines Verlustgeschäft. Man gab einem Hund, was er brauchte – und bekam Liebe. Man gab einem Kind, was es brauchte – und bekam Vorwürfe. Sie selbst hatte da so ihre Erfahrungen gemacht ...

»Hast du wieder mit Jannek gesprochen?«, fragte Clara argwöhnisch. Marie schüttelte milde lächelnd den Kopf. »Es hat nichts mit ihm zu tun. Ich habe über etwas anderes nachgedacht ...«

Sehnsüchtig lauschte Clara dem verheißungsvollen Rauschen der Hauptverkehrsstraße. Wenn es nicht die Yuppie-Lebenskrise oder die Kinderkrise war, dann blieben nur noch die Pläne fürs Alter. Was hatte sie sich nicht schon alles anhören müssen. Maries Plan, in ihre Heimatstadt zurückzukehren, ein Mehrgenerationenhaus zu gründen und – das war der Gipfel gewesen – zusammenzuziehen. Sie konnte sich noch erinnern, wie sie auf Maries Terrasse gesessen hatten, die zweite Flasche Wein halbleer zwischen ihnen, während Marie vor Begeiste-

rung auf die Tischplatte getrommelt hatte: »Das ist doch eine tolle Idee! Wir könnten füreinander da sein im Alter! Wir könnten ein Kaminzimmer haben und so eine süße Wohnküche mit Kachelofen.« Nach etwa einer halben Stunde hatten Marie diese selbstgenügsamen Träumereien nicht mehr gereicht. Sie wollte, dass Clara Stellung bezog. »Du kannst ganz ehrlich sein«, sagte sie. »Was geht dir durch den Kopf?«

Clara ging so einiges durch den Kopf, in erster Linie Flüche und Komposita: Alte-Schachtel-WG! Torschlusspanik! Sexlose Lesbenkommune! Rosamunde-Pilcher-Scheiß!

Was bitte war aus ›Ein Zimmer für sich allein‹ geworden? Was aus Simone de Beauvoir und Sartre? Getrennte Wohnungen, getrennte Leben. Bei ihren Männern hatten sie es stets so gehalten, und nun wollte Marie auf einmal das Ehe-Kuschelleben durch die Hintertür einschmuggeln. Doch ihre Freundin ließ nicht locker: »Jetzt sag doch mal, was du denkst. Sei ruhig ehrlich.« Um Zeit zu gewinnen, hatte Clara ganz langsam an ihrem Drink genippt und überlegt, wie sie ihre Gefühle auf diplomatische Art in Worte fassen sollte. Schließlich hatte sie sich würdevoll in ihrem Stuhl aufgesetzt und die Augen verdreht, bis die Pupillen in den Höhlen verschwanden und man nur noch das Weiße sah. »Würg«, hatte sie gesagt, ganz klar und deutlich artikuliert. Sicher keiner ihrer rhetorischen Glanzmomente, doch alles in allem brachte es ihren Gemütszustand in diesem Moment recht treffend auf den Punkt.

Jenes unglückselige »Würg« hatte ein ernstes Zerwürfnis nach sich gezogen – in Telefonzeit übersetzt hieß das drei volle Wochen strafenden Schweigens. Wenn Clara anrief, nahm Marie nicht ab. In der Galerie

war sie nicht für sie zu sprechen. Marie ließ das Schweigen schwelen. Sie wollte, dass sie litt. Clara konnte ihr keinen Vorwurf machen. Freundinnen reagierten leicht empfindlich, wenn man beim Gedanken an ein gemeinsames Zusammenleben die Augen verdrehte und Brechreiz andeutete. Und weil die Sachlage in diesem Fall (die Frage, wer wen beleidigt und folglich Buße zu tun hatte) so eindeutig gewesen war wie sonst nur selten, hatte Clara zu Kreuze kriechen müssen. Am Ende hatte sie die Adresse ihres Lieblings-Feinkost-Caterers geopfert, eine Adresse, die sie zwanzig Jahre lang wie ihren Augapfel gehütet hatte.

Es war ein hoher Preis gewesen, zu hoch, fand Clara, aber zumindest hatte die Geste ihren Zweck erfüllt und den wackeligen Frieden wiederhergestellt. Doch so ein Gespräch, das hatte sie sich geschworen, würde sie sich nie wieder aufzwingen lassen.

»Ich weiß gar nicht, wie ich es dir sagen soll.« Marie hielt den Blick auf die tropfenden Zweige der Kastanie hinterm Zaun gerichtet. Clara erwog ernsthaft, sich ans Herz zu fassen und einen Infarkt vorzutäuschen, als plötzlich der durchdringende Pfeifton einer Lokomotive erklang. Die beiden Frauen zuckten zusammen. Marie sah sich verwirrt nach einer heranrasenden Dampflokomotive um. »Mein Wecker!« Clara lachte erleichtert. »Gefällt dir mein neuer Klingelton? Gott sei Dank ist er nicht während der Feier losgegangen!« Konzentriert begann sie, auf ihrem iPhone herumzutippen, als wäre das Ausstellen eines Handyweckers ein hochkomplizierter technischer Vorgang, der ihre volle Aufmerksamkeit erforderte. Nach ungefähr einer Minute blickte sie zerstreut auf. »Was wolltest du sagen?«

Marie schüttelte nur den Kopf. »Ach nichts. Vergiss

es.« Clara kannte diesen Tonfall, schroff und eine Spur verletzt. Doch die Stimmung für Geständnisse war eindeutig verflogen. Das machte Clara mutig. »Nein, sag ruhig, wir können über alles reden.« Sie drehte ihr Handgelenk und sah auf die Uhr. »Eine halbe Minute hab ich noch.«

»Vergiss es. Beerdigungen machen einen wohl einfach nur ...« Marie seufzte. Clara nickte. Reich, ergänzte sie im Kopf. Denn auf Beerdigungen, die irgendetwas anderes mit ihr machten, ging sie schon lange nicht mehr. Sie hatte das Glück, über einen gesunden, stets wohlgelaunten Bekanntenkreis zu verfügen. Weil sie etwas dafür tat. Wenn sie hörte, dass jemand, mit dem sie verkehrte, sterbenskrank war oder unter Depressionen litt, tat sie das Stilvollste und, wie sie fand, einzig Richtige. Sie rief den Blumenservice an und strich den Namen des Betroffenen für immer aus ihrem Adressbuch.

»Bitte, denk an die Vernissage nächste Woche«, sagte Marie.

Clara runzelte die Stirn und nickte. Marie wusste, dass sie die Vernissage nicht vergessen hatte. Aber sie war anhänglich und zögerte den Moment des Abschieds hinaus. Sie wollte sich noch etwas herumdrücken und über Nichtigkeiten reden. Es war ein Ritual, aus dem sie an verstörenden Tagen manchmal Trost schöpfte. Obwohl Clara diese Angewohnheit schon seit der Schulzeit auf die Nerven ging, ließ sie es ihr heute ausnahmsweise durchgehen. Geduldig hörte sie zu, während Marie ihr umständlich von der Auktion erzählte, die als Teil der Vernissage ausgerichtet werden sollte. »Es ist für einen wohltätigen Zweck«, erklärte Marie.

»Was ist denn der wohltätige Zweck?«, erkundigte sich Clara höflich.

Marie geriet ins Stocken. »Oh Gott, das habe ich schon wieder vergessen. Ich glaube, es geht um Flüchtlinge. Oder nein.« Sie überlegte. »Vielleicht um kranke Kinder.«

»Vielleicht geht es um kranke Flüchtlingskinder?« Clara war durchaus kompromissbereit. Marie hatte vergessen, an ihrer Zigarette zu ziehen. Die Glut hatte sich vorgefressen, und ein graues, längliches, bröckelndes Aschestäbchen neigte sich dem Boden zu. Einen Moment lang sah Maries Gesicht so leer aus, dass Clara fröstelte.

»Ich muss jetzt zum Taxi, bevor der Fahrer irgendeine andere Alte mitnimmt«, sagte sie.

Marie schnippte die Asche auf den Boden, und Clara gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Clara?«

Clara drehte sich vorsichtshalber nicht um.

»Zieh nicht wieder dieses schreckliche Kleid an. Sonst halten die Leute am Ende dich für den wohltätigen Zweck.«

Clara schüttelte mitleidig den Kopf. »Für dieses Kleid, meine Liebe, braucht man wirklich tolle Beine. Du mit deinen Stampfern bist doch bloß neidisch.«

»Ja«, sagte Marie, »das bin ich.«